

Zeitschrift: Frauenbestrebungen
Herausgeber: Union für Frauenbestrebungen (Zürich)
Band: - (1913)
Heft: 5

Artikel: Besondere Nöte der weiblichen Studierenden
Autor: B.W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-326017>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Propagandavorträge wurden gehalten von Fräulein Hürlimann im Club für junge Mädchen über das neue Zivilgesetz; von Fr. Honegger in Mönchaltorf über dasselbe Thema.

Zur Propagandaarbeit gehört auch das Verteilen der zwei Flugblätter und der Gebrauch der neuen Stimmrechtskarte, sowie verschiedener Drucksachen, welche jeweilen an den öffentlichen Vorträgen im Schwurgerichtssaal aufliegen. Die drei auf Veranlassung der „Union“ veranstalteten Vorträge „Zur Prostitutionsfrage“ erschienen im Buchhandel, und die beiden Referate über „Die Arbeitsverhältnisse der Krankenpflegerinnen in der Schweiz“ wurden als Separatabdruck aus den „Frauenbestrebungen“ von der „Union“ herausgegeben. Als Separatabdruck erschien ferner das an der Generalversammlung des Bundes schweiz. Frauenvereine gehaltene Referat von Frau E. Rudolph „Was der Bund schweiz. Frauenvereine anstrebt“ und wurde von uns zu Propagandazwecken verbreitet. Die grösste Propagandaarbeit leistet aber wohl unsere Zeitung, welche jahraus jahrein regelmässig und unermüdlich an Pflicht und Recht der Frauen erinnert.

Auch unsere vierjährige „Xanthippe“, das „enfant terrible“ erschien wieder am Sechseläuten und schwatzte nach Kinderart (oder Unart) aus der Schule — allerhand Sachen, die natürlich wahr sind, die man aber gerade darum nicht sagen darf — ausser an dem einen Tag, wo eben den Kindern und Narren das Wort gelassen ist!

Gemeinsam mit andern Vereinen wurde durch Vorträge, Presse etc. gegen das projektierte Lehrerinnenzölibatgesetz gearbeitet, und es bedeutete wohl einen Schritt vorwärts auf dem Weg zur Selbstbestimmung der Frau, dass dasselbe in Zürich verworfen wurde.

Verschiedene Eingaben wurden von der „Union“ gemacht, auch wieder mit andern Vereinen. 1. Zugunsten der Wählbarkeit von Frauen zu Gerichtssubstitutinnen. 2. Eine Eingabe an den Stadtrat betreffs Anstellung eines weiblichen Schularzt-Assistenten. 3. An die Kirchensynode betreffs weiblichen Kirchenstimmrechtes. 4. Verschiedene Vorschläge zur Wahl von Frauen in die Zentral- und Kreisschulpflegen.

Ein besonderes Ereignis bedeutete für die „Union“ die letzte Generalversammlung des Bundes schweizerischer Frauenvereine (5. u. 6. Okt. in Luzern), an welcher unsere Präsidentin, Frau Boos-Jegher, dem Bund die Einladung der Zürcher Vereine überbrachte zur nächsten Tagung in unserer Stadt. Ferner begründete unsere Präsidentin den Antrag der „Union“ auf Erhebung einer Enquête über die sozialen Verhältnisse derjenigen Arbeiterinnen, welche nicht unter dem Fabrikgesetze stehen.

An die Generalversammlung des am 18. Mai 1912 in Bern tagenden Schweizerischen Verbandes für Frauenstimmrecht hatten wir unsere Quästorin Fr. Erni delegiert mit einem Bericht von Frau Dr. Keller-Hürlimann unserer gewohnten Berichterstatteerin.

Der Vorstand erlitt durch verschiedene schwere Krankheiten unserer verehrten Präsidentin eine schmerzliche Lücke. Sehr empfindlich traf uns auch der im Vereinsjahr erfolgte Rücktritt der stets liebenswürdig dienstbereiten Frau Ragaz.

Von unsern Vereinsabenden dürfen wir konstatieren, dass die durchschnittliche Frequenz eine recht gute wahr.

Beim heutigen Rückblick will uns scheinen, es sei doch eigentlich manches getan und geschaffen worden im vergangenen Vereinsjahr. Und die alte Frage, die wir selbst und andere uns oft gestellt haben, nach Zweck und Nutzen unserer „Union“, nach ihrer Existenzberechtigung erhält damit wohl eine befriedigende Antwort. Wenn auch der durchlaufene Weg nur ein ganz minimier ist im Vergleich zum endlosen Ziel, dem wir zustreben, und wenn uns im Gedanken daran oft der Mut sinken will und unsere Vereinstätigkeit eigentlich immer nur Mühe und Arbeit bedeutet, so wollen wir es uns heute doch

auch wieder klar machen, dass eben Jahre der Mühe und Arbeit köstliche Jahre sind, wenn sie uns vorwärts bringen. Solange wir vorwärts streben, arbeiten wir mit an der Verwirklichung des Weltzweckes und arbeiten am Unvergänglichlichen.

Vorwärts muss darum unsere Losung heissen, und sie soll die Triebfeder unseres Tun und Denkens sein! E. O.

Dr. med. Caroline Farner †

In Zürich starb im Alter von fast 71 Jahren Dr. C. Farner, die sich vor mehr als 35 Jahren als zweite Ärztin in hier niedergelassen hatte. Mit grosser Hingebung lag sie zeit ihres Lebens ihrem Berufe ob, der ihr Ein und Alles war, und unzählige Frauen bewahren der aufopferungsvollen Ärztin ein dankbares Andenken. Sie besass eine enorme Arbeitskraft, grosse Energie und einen scharfen, weitblickenden Verstand, der sie auch bald erkennen liess, wie notwendig für die Frauen ein Zusammenschluss wäre, um sich eine bessere Stellung zu schaffen. Wenn ihre damaligen Bemühungen nicht den Erfolg hatten, den man ihnen um der Sache willen hätte gönnen mögen, so mag das z. T. auch daran gelegen haben, dass Dr. Farner ihrer Zeit voraus war und vielleicht nicht die Geduld hatte, die Frauen auf dem langsamen Wege über praktische Gemeinnützigkeit auf eine höhere Warte zu führen. In dem Bund schweiz. Frauenvereine sah sie dann das erstehen, was ihr vorgeschwebt, sie brachte ihm in den letzten Jahren viel Interesse entgegen und bewies ihm bis zuletzt ihre warme Anerkennung für seine Bestrebungen, wofür wir ihr immer dankbar sein werden.

Louis Bridel †

Einen treuen Freund und Vorkämpfer ihrer Sache haben die Frauen in Prof. Bridel verloren. Schon seine Doktordissertation „La Puissance maritale“ zeigte die Richtung seines Geistes an. Er veröffentlichte dann in der Folge zahlreiche juristische Studien, von denen verschiedene sich mit der Reform der rechtlichen Stellung der Frauen befassen, so vor allem aus „Le Droit des femmes et le mariage“ und „Mélanges féministes“. Er nahm auch an den Arbeiten zum Vorentwurf des Schweiz. Zivilgesetzes teil und beschäftigte sich eingehend mit der juristischen Seite der Prostitutionsfrage. Als überzeugter Abolitionist trat er energisch für gleiche Moral für beide Geschlechter ein. Von 1887—1900 war er Professor der Rechte an der Genfer Universität, als er einen Ruf an die Universität Tokio erhielt und annahm, hier lehrte er vor allem aus vergleichendes Familienrecht. In einem Jahr hätte er in die Heimat zurückkehren sollen, als ihn unerwartet der Tod im Alter von erst 61 Jahren abrief. Mit Überzeugung ist er immer für das Frauenstimmrecht eingetreten und die schweiz. Stimmrechtsbewegung hätte bei ihm jedenfalls tätige Unterstützung gefunden. Leider hat das Schicksal es anders bestimmt.

Besondere Nöte der weiblichen Studierenden.

Referat von B. W.

Mit meiner kleinen Darlegung stelle ich mich auf rein praktischen Boden. Ich bringe damit meine Eindrücke aus dem Leben der Studentinnen.

Es kommen hierbei nicht in Betracht diejenigen, die ihre Studien in den gegebenen häuslichen Verhältnissen an ihre frühere Erziehung einfach anschliessen. Sie, die wohlverwahrt

und gut versorgt im Elternhaus leben, ahnen oft nichts von den Kämpfen, die sich im Leben ihrer alleinstehenden, fremden Kommilitoninnen abspielen. Ich will zunächst von ganz äussern Dingen sprechen, der Wohnungs- und der Kostnot.

Im Durchschnitt verlangt die Studentin ein einfach möbliertes Zimmer, das sie als ihr Heim betrachten möchte — und betrachten dürfen sollte — und einen saubern Mittagstisch mit reichlicher, kräftiger, einfacher Kost.

Kann sie das leicht und immer finden? Meine Erkundigungen und Nachfragen unter Studentinnen, meine persönlichen Eindrücke und Besichtigungen haben kein befriedigendes Resultat ergeben.

Von dem Haufen Zimmer, die ich im Hinblick einer aufzustellenden Liste von empfehlenswerten Zimmern angesehen habe, dürfen wenige darauf gestellt werden. Warum? Die angebotenen entsprechen selten den Forderungen der Gesundheit, der Wohnlichkeit und der Zahlungsfähigkeit.

Für die Gesundheit sollten alle Nordzimmer hinfallen. Und doch wieviele unserer Schwestern leben jahrelang ohne den direkten Sonnenschein innerhalb der vier Wände!

Die Studentin will sich zuhause fühlen, und dazu braucht sie einen gewissen Komfort. Verstehen Sie bitte recht, was ich damit meine. Ein Beispiel wird deutlicher sein.

Eine ausländische Studentin, die von ihrer Schwester unterstützt wird zur Universitäts-Weiterbildung ihrer Lehrerinnenkenntnisse, wollte sehr sparsam sein und nichts Unnötiges für sich ausgeben. Darum wählte sie in der ihr eigenartigen Bescheidenheit ein Mansardenstübchen, das ihr eingerichtet werden sollte. Augenblicklich besteht die ganze Ausstattung desselben aus nichts anderm als dem Bett, 2 Gartentischen, 1 Stuhl, 1 sehr primitiven Waschgestell, und schliesslich kam nach manchem Hindernis und manchem Frieren in dem Nordostraum ein kleiner Ofen dazu. Dabei fehlt ihr aber auch alles, was ein wenig zur Gemütlichkeit beitragen könnte, zumal das Zimmer in einem neuen, unvollständig ausgetrockneten Hause liegt.

Sie werden mir entgegenhalten: „Warum zieht sie nicht um? Es gibt wirklich auch gute Zimmer.“ Ich bin mit Ihnen einverstanden; aber beachten Sie meine dritte Forderung, die Zahlungsfähigkeit.

Das führt uns zum Schwerpunkt der Zürcher Wohnungsfrage. Die schönen, annehmbaren Zimmer sind zu teuer, nicht nur für solche, die ihre Ausgaben sehr reduzieren müssen, sondern für alle diejenigen, die nicht ein besonders hohes Monatsgeld haben. Es beträgt im Durchschnitt vielleicht 120 Fr.!

Die kleinen einfachsten Zimmer sollen mit 30 Fr. ohne Licht und Heizung bezahlt werden; sobald etwas Schönes dabei ist, seien es nun neue Möbel, etwas Aussicht oder ein gut gehaltenes Haus, so heisst es gleich 35, 40, 50, 60 Fr. und noch mehr, bloss das Zimmer, ohne was noch drum und dran hängt. Wenn mir dann bei meinem Staunen die Vermieterinnen den ungeheuren Preis der ganzen Wohnung nennen, verstehe ich, dass sie kaum die Preise niedriger ansetzen können. Aber sollte nicht hier eine systematische Wohnungsinspektion einsetzen, die mehr tut, als bloss baulich-sanitäre Verhältnisse im weitesten Sinne zu bewachen, was der Zürcher Bau- und Wohnungshygiene zufällt. Und sollte durch die eigentliche Wohnungspflege, wie sie in Süddeutschland ausgeübt wird, teilweise von weiblichen Berufsarbeiterinnen, nicht auch im Ausmieten möblierter Zimmer eine Änderung zum Bessern möglich sein?

Dann brauchte eine Studentin wohl nicht mehr 35 Zimmer anzusehen, ohne auch nur eins davon wählen zu können.

Mit der Wohnungsfrage eng verbunden ist die Kostfrage. Pensionen, wo beides vereint ist, kommen für die Mehrheit der Studentinnen nicht in Betracht. Morgen- und Abendessen lassen sich ja, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten von seiten der Vermieter, im Zimmer zubereiten. Aber „wo können wir zu Mittag essen?“ Noch ganz kürzlich ist diese Frage an einige

mir bekannte Studentinnen getreten. Wir hatten uns eine Zeitlang in einem kleinen Pension-Restaurant getroffen, wo mehrere Ausländerinnen gewöhnlich Gäste waren. Nun, da die Führung des Betriebs und die Zubereitung der Speisen so schlecht geworden sind, dass man kaum hingehen kann, handelt es sich darum, etwas Besseres zu finden; und ich muss Ihnen gestehen, dass ich bis jetzt noch keine befriedigende Antwort auf die Frage habe. Sie wäre vielleicht einfach zu geben mit den alkoholfreien Restaurants. Ich habe mir bestätigen lassen, dass die dort verabreichten Speisen gesundheitlich und mit nur einwandfreien Zutaten bereitet werden. Wer aber um die Mittagszeit die verschiedenen Häuser des gemeinnützigen Frauenvereins besucht hat, muss mir zugeben, dass in den überfüllten Räumen keine Erholung zwischen anstrengenden Kollegien oder Laboratoriumsarbeiten möglich ist. Und wenn eine Studentin gar allein hingehen und jeden Tag mit andern fremden Menschen am Tisch sitzen soll, so geht ihr jede Anregung und Ausspannung in der Mittagspause verloren. Leider können nur wenige Studierende täglich zu dem freundlichen Kurhaus am Waldestrand gehen.

In der Nähe der Hochschulgebäude gibt es wohl grössere und kleinere Pensionen, die einzelne Mahlzeiten verabreichen. Allerdings ist vielen Studentinnen der Preis derselben, der zwischen 1.20 und 1.50 Fr. schwankt, zu hoch, vielfach auch die Kost nicht einfach bürgerlich und damit gut genug. Wieviel wiederum gerade die Gesellschaft in Pensionen ausmacht, wissen wir alle, und es braucht uns nicht allzu sehr zu erstaunen, wenn eine Studentin innerhalb 2 Semester etwa 15 Pensionen besucht und wieder vertauscht hat, hauptsächlich der Tischgesellschaft wegen. Eine Schwierigkeit für die Studentinnen liegt auch darin, dass eben die Pensionen meist auf Herren zugeschnitten sind, und dass von diesen häufig der Ton des Hauses oder des Speisezimmers — wenn man es immer so nennen darf! — gemacht wird. Mir scheint, dass die Idee, die Mathilde Weber von Tübingen 1888 in einer kleinen Broschüre „Ein Besuch in Zürich bei den weiblichen Studierenden“ angeregt hat, noch nicht verwirklicht wurde. Sie meinte „kleinere Pensionen, aber unter Leitung einer gebildeten Familie, würden sich gewiss mit der Zeit einrichten lassen“.

Wo es auch sei, in den meisten Fällen muss sie an einem andern Ort als da, wo sie ihr Zimmer hat, ihre Mahlzeit nehmen. Wenn ihr nun dabei all das abgeht, was der Familientisch an Geselligem, Anregendem, Erfrischendem bringt, findet sie es sonst irgendwo — natürlich immer „ausserhalb“ der Studien gesprochen — hat sie überhaupt einen Ersatz für das Familienleben, das sie entbehren muss? Ich lege Nachdruck auf das Wörtchen „muss“, denn es hat mich selbst verwundert, wie wir alle darnach dürsten, es nicht gern vermissen, weil es eben doch zu sehr zu unserer Natur gehört, und selbst die scheinbar Stärksten und Freiesten leiden darin mit.

Ich werde nie vergessen, was mir eine russische Medizinerin in Genf angab als das Schwierigste in ihrem Studentinnenleben. „Wir sind während der ganzen Zeit, also Jahre lang, vom Leben abgeschlossen und brauchten es doch; von dem uns umgebenden müssen wir nur leiden.“ Ja, die meisten sind vom Leben abgeschlossen, weil sie kaum irgendwo Anschluss haben — abgesehen von dem unter ihresgleichen, ihren Mitkämpfenden! — Sollten sie ihn etwa finden bei den Leuten, die ihnen die Zimmer vermieten? Stellen Sie sich das Heer derselben zusammen, und Sie werden sehen, wie es beschaffen ist in geistiger und sittlicher Kraft! Und dann, handelt es sich nicht im Grunde um ein Verstandenwerden, um das Eintauchen in ein unserm persönlichen Sehnen verwandtes Milieu, aus dem wir einmal Kraft und Ermutigung schöpfen können für die mancherlei Kämpfe? Kaethe Schirmacher zählt die Stunden, die sie während ihrer Studienjahre in einigen Familien verleben durfte — zu ihrer Zeit waren es zwar auch nur einige Professoren, die ihr Haus

öffneten, solche, denen eine verständige, lebenskundige Gattin zur Seite stand — zu den schönsten ihres Lebens, kam doch dann die Individualität und das Problem, das sie stets verkörpert, zu ihrem langersehnten Recht.

Dem andern Leben, das in allen Formen des sozialen Elends und unhaltbarer Zustände uns Schritt für Schritt sich dartut, entgeht wohl keine, sei es, dass die nächste Umgebung in den stark bewohnten Häusern ihre Stellungnahme fordere, sei es, dass durch irgendwelche Begebenheiten im weitem Kreis ihres Lebens ihre Aufmerksamkeit darauf gelenkt werde. Sie kennen sicher alle jene qualvollen Zeiten, in denen wir uns der ganzen Not und Grausamkeit der Realität bewusst werden und bange fragen nach dem Warum und Wozu. Und ich brauche nicht dabei zu verweilen, wie wertvoll die Familienbeziehungen und Familienrücksichten, die öffentliche Meinung und manche der Konventionen als Stützen des sittlichen Lebens sind. Vielleicht ergänzen Sie sich selbst diese Skizze durch „Das Tagebuch einer Pariser Studentin“, das kürzlich auch im Deutschen erschienen ist.

Es bleibt mir nun noch zu berichten, wie wir, die diese Nöte in ihrer ganzen Tiefe und Tragweite zu erkennen versuchen, bis zu einem gewissen Grad denselben abhelfen können.

Sie wissen wohl, ich komme aus einem besondern „Lager“ der Studierenden, jenem, das sich nennt „Christliche Studenten-Vereinigung“. Auf ihrem Banner steht „Jesus soll in unsern Herzen thronen, in den Herzen der ganzen Generation“. Damit wenden wir uns an alle Studierende und lassen alle an unserm Leben und Streben teilnehmen, so weit sie es wollen. Es ist nicht etwa ein pharisäischer Klub, der weltferne und zeitfremde Fragen hin- und herwälzt und zu keinem praktischen Resultat damit kommt. Der braucht keine Heime, wie sie seit einigen Jahren in jeder schweizerischen Universitätsstadt bestehen unter der Verwaltung der C. S. V. der Schweiz.

Was tun diese Heime? Was haben sie mit den besprochenen Nöten und Schwierigkeiten zu tun? Nehmen wir diese wieder in derselben Reihenfolge auf.

Zu Anfang des Semesters gehen Viele ein und aus in den Heimen, weil sie an der Hochschule gelesen oder gehört haben, dass daselbst eine Wohnungs- und Pensionsvermittlung eingerichtet ist, und dass ihnen dort Rat und freundliche Weisung zum Auf- und Einrichten gegeben wird. Besonders die Heime der welschen Schweiz haben damit vielen Studentinnen geholfen, als sie fremd in den Städten waren. In Bern wurde es sehr begrüsst, als wir Adressen für Zimmer angeben konnten, und in Zürich wird es nun auch möglich sein.

Wenn ein Wohnungswechsel nötig ist, kommt man gern zurück, ist man doch freundlich aufgenommen. Wenn auch nicht überall von den Wänden herab in allen Sprachen der Willkommengruss blickt, wie in Genf, man spürt ihn wohl überall, sei es in dem Heim für Studentinnen oder dem für Studenten in Genf, dem Studentinnenheim in Lausanne und Neuchâtel oder dem Heim für Studierende beider Gattung in Bern und Zürich. Mit dem „Heim“ ist die Wohnungs- und Kostfrage gelöst, werden Sie sagen. Drum muss ich schnell erklären, dass die Heime der C. S. V. nicht einschliessen, was im Wort liegt, vollständiges Wohnen. Es wäre vielleicht ideal, so weit zu sein; doch umfassen die Heime jetzt nur einen oder einige Räume, die als Empfangs-, Lese- oder Schreibzimmer und Küche ihre Verwendung finden. Also hat man doch eine Küche! Ja, aber nur zur Bereitung des Thees, der täglich um 4 Uhr bereit ist für alle, die schnell in der Zwischenstunde sich erfrischen wollen, oder für diejenigen, die sich eingefunden haben zum Gedankenaustausch, zum Benutzen der mehr oder weniger gut gefüllten Bibliothek, zum Bekanntwerden mit andern, und wohl auch zur Übung in der Landessprache. Oft ist eine buntgewürfelte Gesellschaft beisammen, recht fröhlich und

guter Dinge, oder aber hart entbrannt über der Diskussion einer Lebensfrage. Eins haben sie dann gemeinsam: sie fühlen sich zu Hause. Und jede, wer es auch sei, welcher Nationalität, Religion oder Erziehung sie angehöre, soll wissen, da ist ein „foyer“ auch für sie bereitet. Ich gebrauche das französische Wort, weil es vielleicht noch klarer die Idee gibt, dass alle, die losgerissen sind vom Familienleben, von ihrem Milieu und ihrem Freundeskreis, einen Ersatz dafür finden können inmitten derer, die ihr Bestes dahin bringen und die andern mitgeniessen lassen. Das Beste! Was ist es andres als die Liebe, die im Wandel und in der Tat ist, nicht eine, die denkt, sich herunterlassen zu müssen, sondern die hervorquillt für alle in der Weite und Tiefe ihres Urhebers.

Vergegenwärtigen wir uns zum Schluss noch einmal die beiden Bilder, die ich Ihnen darzustellen versuchte: das der Nöte und Schwierigkeiten des Studentinnenlebens und das einer gewissen Tätigkeit, die in dasselbe eingreifen kann. Wir müssen dann offen gestehen, damit ist nicht geholfen. Es handelt sich eben darum, gesunde Verhältnisse zu schaffen, in denen wirklich die Studentin ihre ganze Kraft der Wissenschaft, den grossen Problemen unserer Zeit und ihren ganz persönlichen zuwenden kann, eine unzerstückelte Kraft, die von den äussern Verhältnissen genährt, statt zersetzt, wird. Darum möchte ich Ihnen, meine Damen, und durch Sie auch weitem Kreisen, der Stadt oder gar dem Staat, diese Frage: „Wie Besserung herbeiführen?“ ans Herz legen und Ihre Hilfe zur Lösung derselben anrufen. Ich erwähnte schon die Wohnungsinspektion, die Einrichtung von Mittagstischen in gebildeten Familien. Das hiesse verbinden. Aber sollten wir nicht heilen? Dann steht vor mir und vielen andern Mitkämpfern das Heim, wo die Studentin Wohnung und Verpflegungsmöglichkeit unter Berücksichtigung der persönlichen Freiheit fände, vielleicht nach dem Muster ähnlicher Einrichtungen, wie man sie getroffen hat für die verschiedenen Stände. In unserm Zeitalter der „sozialen Arbeit“ sollte auch dieser Traum verwirklicht werden können, da es eben gilt, soziale Misstände — die wir nicht immer nur in den Proletariatskreisen suchen dürfen — aus dem Leben der Studentin zu schaffen, aus dem Leben der Schar von Frauen, die voll Mut und Begeisterung, Ausdauer und Zähigkeit ihren geistigen Hunger befriedigen will und muss. Es braucht die Initiative solcher, denen das Herz für ihre Mitschwester warm geworden ist, denen Kräfte, finanzielle Mittel und Geistesgaben zur Verfügung stehen; drum war es mir eine Freude, meine Bitte um Eingreifen Ihnen darlegen zu dürfen. Möge die freudige Tat daraus entspringen!

Frauenstimmrechtskongress in Budapest

15.—20. Juni 1913.

Für den Kongress ist vorläufig folgendes Programm festgesetzt:

15. Juni, Sonntag, vormittags: Predigt von Rev. Anna Shaw in einer protestantischen Kirche.
 Nachmittags: Feierliche Eröffnung (Ansprache der Präsidentin, Überreichung der chinesischen Fahne etc.).
 Abends: Empfangsabend im Landwirtschaftlichen Museum.
16. Juni, Montag, vormittags: Kongress-Verhandlungen.
 Nachmittags: Spazierfahrt durch Budapest.
 Abends: Empfangsabend.
17. Juni, Dienstag, vormittags: Kongress-Verhandlungen.
 Nachmittags: Einladungen und Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Haupt- und Residenzstadt Budapest.